Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 24 (1921-1922)

Artikel: Metaphysische Streifzüge : eine kleine Anhöhe
Autor: Spoerri, Th.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748905

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

METAPHYSISCHE STREIFZÜGE[1]

EINE KLEINE ANHÖHE

Als ich mich mit jugendlichem Übermut in das tolle Abenteuer dieser Streifzüge stürzte, gab ein Etwas mir den Mut, anzufangen: das Bewusstsein, einen genau berechneten, wohlüberlegten Plan zu besitzen. Mit Planmäßigkeit allein ist's nicht getan, aber ein schöner Plan rechtfertigt doch beinahe ein misslungenes Unternehmen. So will ich nun den freundlichen Leser, der mit mir schon ein Stück Weges gegangen ist, auf eine kleine Anhöhe führen, darauf ein Ruhebänklein steht: da will ich meinen Plan ausbreiten und zeigen, wie er uns helfen wird, die wichtigsten Punkte der Landschaft, die vor uns liegt, zu erreichen. Vielleicht wird der freundliche Begleiter um so geneigter sein, auch weiterhin mitzukommen, vielleicht — wenn er sieht, wo es hinaus will, wird er mich im Stich lassen, und ich muss dann allein und traurig den schweren Weg zum Land der Wirklichkeit suchen.

Auf den Ausgangspunkt muss ich zuerst zurückweisen, und da das Gelingen der ganzen Unternehmung davon abhängt, ob wir, vom „richtigen" Ort ausgehend, die gute „Richtung" einschlagen, so muss ich noch einmal ganz ausführlich diese ersten Dinge anführen.

Vom *Erlebnis* sind wir ausgegangen und ich muss allen Einwendungen gegenüber nachdrücklich darauf hinweisen: einen andern Ausgangspunkt kann es gar nicht geben. Jede Metaphysik, Philosophie, Psychologie, jede Einzelwissenschaft geht bewusst oder unbewusst von diesem konkreten Urelement aus, es gibt gar kein einfacheres Element, von dem man ausgehen könnte. Gefühl, Empfindung, Wahrnehmung, Reiz, Urteil usw. sind alles schon Abstraktionen und tragen schon an sich die Fabrikmarke einer bestimmten Firma. Es gibt keine Geheimbücher, in denen der Fachmann absolute Wahrheiten verzeichnet findet, die ihm erlaubten, kategorisch zu behaupten: die Philosophie sagt...., die Psychologie sagt...., die Physik sagt.... Alle Wahrheitsforscher der Welt beziehen sich wissentlich oder nicht auf das große buntfarbige Mosaikgemälde der Erfahrung, und die einzelnen Steinchen,

[1]) Siehe *Wissen und Leben,* Jahrgang XIV, Hefte 11, 14, 17.

aus denen es zusammengesetzt ist, heißen Erlebnisse. Wenn ich einen Stuhl sehe, eine mathematische Aufgabe löse, eine erschütternde Nachricht bekomme, einen wichtigen Entschluss fasse, so habe ich immer ein Erlebnis. Ewig bleibt der Mensch eingefangen in seinem Erlebnis, und noch nie hat ein Mensch über die Grenzen seiner Erlebnisse hinaustreten können. Und Erlebnis bedeutet hier ein komplexes Gebilde, in dem gleichzeitig Erkenntnis, Gefühl, Begehrung — nie das Einzelne für sich allein — vorkommt. Die Seele schwingt nie in einzelnen Teilen: immer, wenn eine Taste berührt wird, tönt — gehört oder ungehört — die ganze Klaviatur.

Erst wenn man sich dieser Grundtatsache aller Erkenntnis genau bewusst geworden ist, kann man anfangen, das Erlebnis näher anzuschauen. Man sieht dann, dass sich jedes Erlebnis von zwei Seiten her erfassen lässt. Wie man einen Apfelkuchen bezeichnen kann als ein Mehl-Gebäck, in dem Äpfelschnitze eingebettet sind oder als gekochte Äpfel, an denen gebackener Mehlteig hängt, so kann man das Erlebnis auffassen als etwas Räumliches, das von ein bischen Zeit bespült wird, oder als eine zeitliche Bewegung, in der räumliche Formen herumschwimmen. Wir können, damit wir möglichst nahe bei der anschaulichen Wirklichkeit bleiben, an einen Strom denken, in dem deutlich begrenzte Spiegelbilder sichtbar sind; statt Zeit sagen wir darum Strömung, statt Raum Starrheit. So ist also das Erlebnis immer Strömung, die Starrheit trägt, oder Starrheit, die im Strömenden schwimmt.

Nun kommt der Durchschnittsphilosoph und sagt: das Bild ist willkürlich gewählt, man kann statt Strom und Spiegelbild sagen: Strom und Geschiebe. Dass all das Holz und die Steine gerade in einem Strom schwimmen, ist Zufall; man kann es herausnehmen und am Ufer auf festem Boden damit ein Haus bauen; mag dann der Strom daran vorbei fahren oder nicht, das ist Nebensache.

Wir aber behaupten: man kann das Starre nicht vom Strömenden lösen, beide gehören zusammen wie Spiegelbild und Strömung.

So stehen beide Meinungen schroff gegeneinander, und wenn der Philosoph unsre Meinung mit dem Schlagwort „Psychologismus“ abtut, so erlauben wir uns, seine Meinung als das Erbübel seines Systems, als die Szylla und Charybdis seiner Philosophie, als die Fehlgeburt seiner Metaphysik zu bezeichnen.

Zunächst wollen wir zeigen, wie der Philosoph zu seinem Grundirrtum kommt. Wir nehmen zwei Erlebnisse: das Baumerlebnis und das Faustschlagerlebnis. Im *Baumerlebnis* spielt das räumliche, starre, feste Element eine größere Rolle als das bewegte, strömende, fließende Element. Ich kann den Baum als Starrheit zeichnen, ich kann ihn dem Nebenmenschen, der gleich organisiert ist wie ich, zeigen; er ist vergleichbar nicht nur für verschiedene Beschauer, sondern mit verschiedenen Anschauungen; ich kann dies feste Element „Baum" in einen Zusammenhang von Erfahrungselementen stellen, der unabhängig von mir seine feste Gestalt zu bewahren scheint, und den ich darum „Außenwelt" nenne. Im Baumerlebnis ist aber noch ein anderes Element. Wie er mit der Landschaft zusammenfließt, so dass alles ein sonnedurchflutetes Spiel von Lichtern, Farben und Schatten wird, so steht er auch im Zusammenhang mit meiner inneren Lebensströmung, von der die äußere Welt nur ein farbiger Abglanz ist, und ich kann nun nicht mehr unterscheiden, wo meine Person aufhört, und wo der Baum anfängt. Das ist aber etwas Ungreifbares, Unvergleichbares. Ich kann es meinem Nebenmenschen nicht mitteilen. Ich kann ihn vielleicht hineinreißen, aber dann gehört er der gleichen Strömung an, und ich kann ihm dann nicht mehr sagen: Siehe, das ist ein Baum —; denn Baum, Nebenmensch, ich selber bilden ein ununterscheidbares Ganzes.

Noch deutlicher ist das beim *Faustschlagerlebnis*. Wenn ich den Faustschlag bekomme, so erkenne ich auch ein festes, bestimmtes Element: schnelle Lageveränderung einer geschlossenen Hand und plötzliche Berührung mit meiner Hautoberfläche. Der andere sieht das auch. Aber das strömende Element kann für jeden sehr verschieden sein. Meine Lebensströmung hat plötzlich einen reißenden Lauf bekommen, ich fühle Schmerz, Empörung, Wut. Der andere hat je nach dem Maß seiner Sympathie, seiner Liebe, seines Einsseins mit mir oder seiner Antipathie (gleichsinnige oder entgegengesetzte Strömung) die gleiche Erschütterung erfahren oder nur das leichte Kräuseln des Mitleides oder der Schadenfreude, oder er hat gar nichts dabei empfunden.

Nun sieht man auch handgreiflich, warum der Durchschnittsphilosoph so gerne das feste Element aus dem Erlebnis herausfischen möchte: das ist eben das Gemeinschaftliche, das Vergleich-

bare, das Allgemeingültige, das Sichere, das Unbestreitbare. Damit und darauf kann man bauen. Das strömende Element ist ungreifbar, vorüberfließend, ungleich, unsicher usw. Man kann sich als ernsthafter Philosoph doch nicht damit abgeben. Man hängt darum mit entschiedener Gebärde dem Starren das Beiwort *objektiv* an, weist das Strömende mit dem Schimpfnamen *subjektiv* ab und meint damit die Sache ein für allemal erledigt zu haben.

Wir geben zu, dass es sehr angenehm wäre, wenn man so entscheiden könnte. Das gäbe doch saubere Arbeit. Auf der einen Seite hätte man eine feste, sichere Objektivität, ein solides Gebäude, darinnen man wohnen und arbeiten könnte. Auf der andern Seite wäre ein Abgrund von Subjektivitäten, ein Gewühl von molluskenartigen Unbestimmtheiten, in das man wohl ab und zu einen Blick des Abscheus und Grausens hineinwürfe, das man im übrigen an sentimentales Schmachtgesindel zu Lustbarkeitszwecken verpachten könnte. Ach, dass die Wirklichkeit sich nicht so sauber zubereiten lässt! Es geht einfach nicht, man mag noch so kräftig mit dem Messer der Abstraktion drein fahren; immer hängt das Objektive am Subjektiven, nie ist ein Objekt auf der Welt gewesen, zu dem nicht ein Subjekt gehört hätte. Der Philosoph mag noch so scharf abstrahieren, unversehens kriecht ihm was Lebendiges über die Hand, und eh' er sich's versieht, hat er seine Bausteine mit Herzblut zusammengekittet.

Sieh nun, wie der Philosoph auffährt, wie seine Augen blitzen! Er hat gemerkt, dass hier, an diesem Punkte die Entscheidungsschlacht geschlagen wird, und ich muss meinerseits gestehen: wenn ich an diesem Orte unterliege, so ist mein Unternehmen sinnlos, und meine ganze Entdeckungsfahrt ist ein Jagen nach wesenlosen Nebelfetzen.

Der Philosoph holt aus zu einem niederschmetternden Schlage: Und wenn in alle Ewigkeit das Unvollkommene mit dem Vollkommenen soll vermischt sein, wenn die Erfahrung mir ewig nur das trübe Gemisch von Subjektivem und Objektivem geben sollte, so ist des Forschenden Pflicht und Aufgabe, über die Erfahrung, über das Empirische hinauszugehen, — zu trennen das Wertlose vom Wertvollen, zu scheiden das Unvollkommene vom Vollkommenen und auf dem allgemeingültigen Boden des Apriori den Ewigkeitsbau des Seinsollenden zu errichten. Mag der tatsächliche Bau in der Erfahrung noch so sehr gehindert werden durch die Unzu-

länglichkeit der Arbeiter und des Materials, durch die Einflüsse der Witterung — das Ideal, das in dem Fundamente vorgezeichnet ist, das soll unsichtbar durch den Rohbau der Wirklichkeit hindurchschimmern und mit diesem Idealbau hat es der Philosoph zu tun und mit nichts anderm."

Hast du gehört, freundlicher Zuschauer, wie das Schwert pfiff? Aber schau genau zu, siehst du? — Der Philosoph blutet ja selber, er hat sich ins eigene Fleisch geschlagen.

Ich muss dir das nun genau auch im einzelnen zeigen, denn hier ist der verhängnisvolle Ort, wo die ganze Philosophie eine falsche Wendung bekommt und von nun an in einer falschen Richtung sich hoffnungslos vorwärts bewegt.

Der Philosoph hat den Gesamtbau der Erfahrung durch eine wagrechte Ebene geteilt: unten ist das feste Fundament, die Vorzeichnung, das Apriori, der ideale Bauplan; oben ist der rohe Oberbau, das tatsächlich Zustandegekommene, die empirische Tatsache. So weit ist alles in der Ordnung. Aber nun spürt der Philosoph auch etwas von dem Unterschied „Strömend—Starr" und siehe da, er dekretiert: das Strömende ist gleich dem unsichern Oberbau mit allen seinen Zufälligkeiten und Unzulänglichkeiten, das ist das Subjektive; das Starre ist das feste Fundament, das Unveränderliche, ewig Gültige, das ist das Objektive.

Aber gerade das ist falsch. Das Strömende und das Starre sind die zwei Flügel des Hauses, und indem der Philosoph zugleich das Strömende mit dem Empirisch-Zufälligen ausscheidet, hat er gleichzeitig mit seinem wagrechten Schnitt auch einen senkrechten gemacht, und nun haust er im Kellergewölbe des einen Flügels und versucht aus den Linien des halben Grundplans den Gesamtbau zu berechnen. Wie er nun blinzelnd ans Licht kommt und den wirklichen Bau mit seinem idealen Plan vergleicht, so sieht er, dass etwas nicht stimmt, aber das kümmert ihn wenig: „Die Empirie ist immer mangelhaft," sagt er und zieht sich hastig in sein Mauerloch zurück. Im kühlen Schatten drängen sich ihm dann allerlei Fragen auf: warum ist denn der Bau so ganz anders? wie ist das Verhältnis des halben Grundrisses zum ganzen Haus? durch welche Formeln bringt man eine gewisse Harmonie in diesen Chaos? Darüber zanken die Philosophen seit Menschengedenken in ihren Kellermauern. — Lass sie zanken, freundlicher Leser, und komm

mit mir ans Tageslicht. Siehst du, da stehen vor uns majestätisch die beiden Flügel: das Objektive und das Subjektive. Und jeder Flügel hat seinen Oberbau und sein Fundament. Oder hängt das Subjektive in der Luft? Wenn Werther im Wald das Wehen des Alliebenden spürt, wenn Faust im stillen Busch, in Luft und Wasser seine Brüder erkennt: sind das unzuverlässige Wahrnehmungen einer ungebildeten Empirie? Ist nicht das Wehen des Alliebenden im Walde eine ebenso tiefgegründete Bewusstseinstatsache wie die Form der Bäume und die Farbe der Blätter? Sobald man den ganzen Bau der Erfahrung im unvoreingenommenen Glanz der Gottessonne leuchtend vor sich stehen sieht, dann erkennt man: die richtigste Unterscheidung ist nicht Oberbau und Fundament, Empirie und Apriori — sondern Starrheit und Strömung, Objekt und Subjekt als ebenbürtige Flügel desselben Hauses.

Und im Grunde ist Kant, der doch der schärfste und eindringlichste aller Denker ist, auch zu dieser Zweisetzung gekommen, indem er als die Grundformen der Erkenntnis den Raum und die Zeit hinstellt. Leider verkriecht er sich zu schnell ins räumliche Kellergewölbe und verbraucht seine herrliche Denkkraft zur Lösung von chinesischen Geduldspielen.

Wäre er nur eine Minute länger vor dem Hause gestanden und hätte Raum und Zeit miteinander verglichen, so wäre ihm die *fundamentale Entdeckung* zu teil geworden, die nach ihm kleinere Geister gemacht haben: Dass jede Linie am Gesamtbau der Erfahrung nur verstanden wird, wenn man sie als notwendige Ergänzung einer Linie auf der entgegengesetzten Seite sieht. Allgemein ausgedrückt: Für sich allein genommen ist jedes Element der Erfahrung unbestimmbar, haltlos, unwirklich; erst, wenn man es erkennt als die eine Ergänzungshälfte eines unteilbaren Ganzen, hat es Wirklichkeit. *Raum und Zeit, Starres und Strömendes, Objekt und Subjekt haben nur einen Sinn, wenn man das eine als das notwendige Gegenstück zum andern auffasst.* Das ist das Gesetz der Polarität, das geheime Grundgesetz unserer Erfahrung. Und vor diesem leuchtenden Gesetz offenbart sich die geheime Struktur der Wirklichkeit, zeigen sich die Angelpunkte des Daseins und zerfallen zu Staub alle Scheinprobleme der „Durchschnitts"-philosophie.

Und fragst du mich, lieber Leser, warum denn die Philosophie

doch zu allen Zeiten wirkliche Antworten auf brennende Fragen gegeben hat und nicht warten musste auf die heutige Zeit samt ihrer gebenedeiten Polarität, so werde ich dir damit antworten, was ich schon eingangs sagte: Man hat eben immer nur scheinbar die eine Hälfte von der andern getrennt; der Philosoph hat allerdings dem Subjektiven den Rücken gekehrt, aber aus dem Widerschein, den das Objektive vom Subjektiven erhielt, hat doch einzig und allein der Philosoph das Objektive zu erkennen vermocht.

Wir können sogar dem Philosophen danken für sein scharfes Beobachten. Wir nehmen ganz einfach die allgemeingültigen Kategorien, die er aus dem Studium des von außen gesehenen Objekts abgeleitet hat: *Begrenzung, Teilbarkeit* und *Gesetzmäßigkeit* (Abhängigkeit), und ganz automatisch ergeben sich aus dem Gegensatz die allgemeingültigen Grundeigenschaften der von innen erfassten Realität: *Unendlichkeit, Einheit* und *Freiheit* (Selbständigkeit). All diese Kategorien sind nur Entfaltungen der Grundkategorie: Starrheit-Strömung. Und so können wir endlich die Formeln für die Struktur der Wirklichkeit aufstellen.

Wirklichkeit=Strömung in der Starrheit=Begrenzung in der Unendlichkeit=Einheit in der Mannigfaltigkeit=Freiheit in der Gesetzmäßigkeit.

Wenn wir an diesen Grundformeln die menschliche Seele messen, so sehen wir, dass sich zwei spezielle Organe oder Einstellungen ausgebildet haben, die von zwei Seiten her der Wirklichkeit beizukommen suchen: der starre (bestimmte), begrenzende, analysierende, gesetzmäßig bindende *Verstand* und das strömende, unendliche, verschmelzende, freischwebende *Gefühl.*

Die Wirklichkeit lässt sich dementsprechend von verschiedenen Standpunkten aus überblicken: vom außenweltlichen Standpunkt aus = Wissenschaft (Verstand als Hauptorgan); vom innenweltlichen Standpunkt aus = Mystik (Gefühl als Hauptorgan); vom Zentrum aus = Kunst. Das Organ, das die Kunst erfasst, ist das reine Erleben, die lebendige Synthese von Verstand und Gefühl im Rahmen der sinnlichen Anschauung. Die Kunst lässt uns eine reine Wirklichkeit ahnen, die frei ist von formlosen Zufälligkeiten; sie ist Unendlichkeit in der Endlichkeit, Einheit in der Mannigfaltigkeit und Freiheit im Gesetz. Darum hat wirkliche Kunst etwas Erlösendes; denn sie bringt uns die Gewalt des reinen Lebens

nahe durch alle Verzerrungen und Verminderungen des Alltags hindurch.

Mit der Kunst wesensverwandt ist die Metaphysik, weil auch sie die Wirklichkeit aus dem Zentrum heraus erfasst. Sie hat aber nicht die tänzerische Leichtigkeit und die lebendige Nähe der Kunst, da sie sich nicht begnügen darf mit der Seligkeit eines einzelnen Erlebens. Dagegen ist die Vision der Metaphysik beschwert mit der ganzen Fülle der mystischen Kontemplation, sie wird gedehnt durch die ganze Weite des wissenschaftlichen Schauens.

Welch Schauspiel, aber ach ein Schauspiel nur.... Doch das alles ist ja nur unser Ausgangspunkt. Im zweiten und dritten Streifzug suchten wir empirische Äußerungen der metaphysischen Zweiheit, Fleischwerdungen der Polarität nachzuweisen: zweierlei Menschen (der sentimentale und der sachliche Mensch), zweierlei Zeiten (die vier Lebensalter als Schwankungen zwischen beiden Polen). Aus diesen poetischen und psychologischen Allgemeinheiten sollte man nun herabsteigen auf den historischen Boden unserer europäischen Wirklichkeit, um im Mittelalter unsere vergangene, in der Neuzeit unsre gegenwärtige Kultur zu erforschen. Daraus sollten sich praktische Probleme ergeben, denen wir durch verschiedene Einstellungen Herr zu werden suchen. Damit würden wir uns auch den metaphysischen Grundfragen nähern, die sich im Verlauf unserer Untersuchungen aufdrängten: warum sich denn die Wirklichkeit als Zweiheit offenbare, welche der beiden Seiten die wichtigere ist, durch welche Einstellung die lebendigste Synthese zustande kommt. Damit wären wir dann ins Quellgebiet der Wirklichkeit gelangt und hätten die Aufgabe, die wir uns am Eingang stellten, gelöst.

Möchte es uns doch gelingen!

Das wäre unser Plan und wir sollten unverzüglich dort weiterfahren, wo wir stecken blieben und dem historischen Phänomen „Mittelalter“ zusteuern, aber — der Leser verzeihe mir — ich habe heut den Mut nicht, die kleine Anhöhe zu verlassen; ich möchte noch für einen Augenblick den schön gezeichneten Plan beiseite legen und in die Landschaft hinein träumen. Ein Plan gewinnt erst dann seinen vollen Wert, wenn man ihn zeitweise in die Tasche steckt und vergisst. Aber warum bin ich wohl so träumerisch müde und mag ich nicht weitergehen? Ist es wohl, weil die Landschaft,

die zu unsern Füßen liegt, Erinnerungen weckte, denen ein altes Gedicht Melodie verliehen hat? Ach, das summt nun in meinem Innern, webt sich seltsam zusammen mit dem äußeren Bild, und ich kann nicht anders, als dem freundlichen Begleiter nun auch davon zu erzählen.

Vorbei

Von JOSEPH FREIHERRN VON EICHENDORFF.[1])

Das ist der alte Baum nicht mehr,
Der damals hier gestanden,
Auf dem ich gesessen im Blütenmeer
Über den sonnigen Landen.

Das ist der Wald nicht mehr, der sacht
Vom Berge rauschte nieder,
Wenn ich vom Liebchen ritt bei Nacht,
Das Herz voll neuer Lieder.

Das ist nicht mehr das tiefe Tal,
Mit den grasenden Rehen,
In das wir nachts viel tausendmal
Zusammen hinausgesehen. —

Es ist der Baum noch, Tal und Wald,
Die Welt ist jung geblieben,
Du aber wurdest seitdem alt,
Vorbei ist das schöne Lieben.

Wir wollen zunächst, von allem poetischen Drum und Dran absehend, nur auf die äußere Situation schauen.

In der ersten Strophe finden wir: den alten Baum, das Blütenmeer, die sonnigen Lande. Das ist eine Frühlingslandschaft unten im Tale. In der zweiten Strophe wird ein Bergwald erwähnt. Wir sind also ein wenig in die Höhe gestiegen. Noch mehr steigen wir, wenn wir in die dritte Strophe gelangen: das Tal erscheint uns als tief, ein gewisses Höhegefühl erfüllt unser Herz. Am höchsten stehen wir aber wohl in der letzten Strophe, da überblicken wir alles bisherige: Baum, Tal und Wald. Es ist aber etwas kühl Abstraktes in diese Schau gekommen. Wir sehen nichts mehr von grasenden Rehen, wir hören nichts mehr vom rauschenden Bergwald. Wir sind auf dem Gipfel, wir haben das Ziel erreicht, unser Spaziergang ist „vorbei“.

---

[1]) Siehe auch J. Nadler, *Eichendorff's Lyrik*. Prag 1908.

Doch das „Vorbei“ des Titels hat noch einen tieferen Klang. Indem wir mit dem Dichter die Reise auf den Berg machten, sahen wir, dass er überall Erinnerungen in die gegenwärtige Anschauung mischte, und wenn wir diesen Erinnerungen nachgehen, so spüren wir auch da eine Entwicklung, einen zeitlichen Verlauf.

Die erste Strophe erinnert den Dichter an seine Knabenzeit. Nur als Knabe sitzt man auf den Bäumen. Dazu denkt er sich den Frühling: Blütenmeer, sonnige Lande. Frühling des Lebens, Blütenträume....

Die zweite Strophe zeigt uns den Jüngling. Er kommt vom Liebchen. Er reitet durch den dunkeln Wald. Sein Herz ist voll Musik. Der ersten Liebe goldne Zeit....

In der dritten Strophe sehen wir den Mann. Er sagt nicht mehr ich, sondern wir. Er ist verheiratet. Nichts mehr von einsamen Ritten. Sie schauen zusammen ins tiefe Tal. Sein Leben ist tief und ruhig geworden.

Und in der vierten Strophe finden wir den Greis. Er sieht, dass alles um ihn jung geblieben ist, er aber fühlt sich alt. Und das Abstrakte seiner kühlen Anschauung lässt uns leise erschauern. Er ist wieder allein. Er spricht nicht mehr in der Mehrzahl. Seine Liebe ist tot, sein Leben ist vorbei....

Wie ganz anders tönt nun dieses bittere Wörtlein. Ein ganzes Leben ging vorbei wie ein Spaziergang.

Und nun fällt uns auf, wie das „nicht mehr“ mit jeder Strophe schwerer wird. „Das ist der alte Baum *nicht mehr*.“ Er betrachtet erstaunt den sonst wohlbekannten Baum. Er spürt, dass sich etwas geändert hat, aber er will sich einreden: du bist immer noch der Gleiche, die Welt ist anders geworden. Schon schwerer tönt: „Das ist der Wald *nicht mehr*, der sacht'.... Er ist nicht mehr so sicher, eine leise Angst zittert durch sein Reden. Aber ganz schwer tönt es nun: „Das ist *nicht mehr* das tiefe Tal“. Mit verzweifelter Abwehr: Es kann gar nicht sein! Je mehr das böse Wort ins Versinnere dringt, desto mehr scheint es sich ins Herz einzuschneiden, bis plötzlich der Umschwung kommt: Nein, es ist umgekehrt, die Welt ist jung geblieben, du aber wurdest seitdem alt. Dreimal hieß es: „das ist....“ mit dem Nachdruck auf dem gegenständlichen „Das“, und nun kommt plötzlich die neue Gewissheit: es *ist* der Baum noch.... Und um so schwerer wirken alle diese Dinge, als

nichts das unerbittliche Schreiten des Rhythmus hemmt. So unmerklich und leicht fließen diese einfachen Strophen! Viermal vier Zeilen und alles ist vorbei. Eine Hand voll Sand, der mit einem Mal zerronnen ist.

Das Gedicht ist eine der vollkommensten Schöpfungen der deutschen Literatur, und doch lässt mich irgendein trüber Eindruck nicht los. Der Schluss tönt so merkwürdig hohl. Und so schwer fällt das „Vorbei“ in den Schacht der Seele, dass wie ein dumpfes Echo aus der Tiefe das bange Fragen heraufsteigt: Vorbei? Weiter nichts? Und was dann?.... Aha! jetzt kommt wieder die Metaphysik! denkt mein freundlicher Begleiter, und es will ihm nicht recht gefallen, dass man ein so schönes Gedicht zu schulmeisterlichen Nebenzwecken gebrauchen möchte. — Wenn aber im Innern des Gedichtes selber eine hohle Stelle wäre?

Man versetze sich noch einmal in die Atmosphäre der ersten Strophe. Wie lebhaft wird man an einen richtigen Knaben erinnert. Da sitzt er auf dem Baum. Der alte Baum selber ist so greifbar nahe. Hell schaut der Knabe in die Welt. Alles ist von Licht durchtränkt. Blütenmeer, sonnige Lande.

Und nun welcher Wechsel in der Beleuchtung, in der Bewegung, in der Verinnerlichung! Nächtlicher Ritt, Einsamkeit, Liebessehnsucht, Waldesrauschen, Lieder im Herzen, Musik, Strömung.... Die ganze Welt der Romantik in einer einzigen Strophe!

Und nun gehe man in die dritte Strophe! Wird man da nicht stutzig? Vom weltfreudigen Knaben, voll heller Zukunftsträume, kamen wir in die schwärmerische Dunkelheit der liebe- und liedertrunkenen Jünglingsseele. Und der tagheitere, wirkende Mann, wo ist er? Immer noch ist es Nacht, immer noch sitzt er da, immer träumt er noch in die Welt hinaus.

— Wie bist du geschmacklos! hält mir mein lieber Begleiter entgegen, das ist doch ganz einfach poetische Notwendigkeit, man kann den Mann doch nicht plötzlich aus dem Bergwald in eine Werkstatt führen. Darum wird er am Abend nach der Arbeit dargestellt, von seinem Tagewerk ausruhend. Das innige Verwachsensein des Menschen mit der Natur, das ist doch das Grundthema aller tieferen Lyrik, und gerade das hat unser Dichter in fast zauberhafter Weise verwirklicht, indem er da, wo der Mensch als werk-

tätiger Mann nicht nur in der Natur lebt, die Situation herausfand, wo er doch als ein Teil der Natur atmet.

— Ich danke dir, feiner und lieber Widersacher, dass du mich auf verborgene Schönheiten des Gedichtes aufmerksam gemacht hast und gleichzeitig mir die Mittel in die Hand gibst, meinen Gedanken um so klarer herauszubilden. Ich bewundere allerdings die Kunst, mit welcher der Dichter das unlyrische Mannesalter in den Bereich der Lyrik hineingezogen hat, aber gerade, dass es solcher Künste bedurfte, zeigt, dass sein Thema nicht ohne weiteres zur Lyrik gehört. Das Leben ist eben nicht nur gefühlstiefes Zusammenfließen mit der Natur, das Leben ist nicht nur Lyrik. Zum Mannesalter gehört die Epik,[1]) und darum gerät hier die innere Strömung des Gedichtes in einen Seitenkanal. In der letzten Strophe vollends, wo der Grundgehalt des Lebens zum Ausdruck kommen sollte, spüren wir deutlich den Abstand vom Zentrum. Der Dichter gibt das selber zu, indem er am Schlusse des Gedichtes sagt: „Vorbei ist das schöne Lieben“ und nicht: „Vorbei ist das schöne Leben“. Von dem alten Manne erwarteten wir aber etwas von tiefer Lebenserfahrung, erst nachträglich merken wir, dass es sich ja nur um Liebe handelte: Liebesahnung beim Knaben, Liebesblüte beim Jüngling, Liebesfrucht beim Manne und Liebesentbehrung beim Greis. Vom Menschendasein haben wir eigentlich nur den süßen Schaum oben abgenommen, darum ging es uns so leicht ein, darum aber ließ es uns unbefriedigt. Der Dichter versprach Leben und gab nur Liebe.

Wenn man aber so viel vom Leben sagt, sollte man auch wirklich *alles* sagen. Aber alles *kann* der Lyriker nicht sagen, nicht einmal der Epiker kann alles sagen: wo die Dichtung auf den Kern des Lebens losgeht, da drängt sie zum Drama. Lyrik und Epik sind Nebenströme der Dichtung: das Drama ist im Zentrum und offenbart uns die metaphysischen Tiefen des Lebens. Die Lyrik wird vornehmlich Stimmungen, die Epik Anschauungen geben. Wenn aber der Mensch im Zentrum steht und mit gleicher Gewalt die Würde der Seele und die Wucht der Welt empfindet, dann vermag er weder in lyrischer Weichheit noch in epischer Kühle sein Erleben wiederzugeben, dann muss er im willensjähen Drama

---

[1]) E. Bovet, *Lyrisme, Epopée, Drame*, p. 131.

der tiefsten Erfahrung Ausdruck verschaffen: dass das Leben ein Ringen sei von zwei entgegengesetzten Mächten, die miteinander kämpfen, bis sie, durch ein höheres Schicksal bezwungen, sich zur Einheit zusammenfinden.

Unvermerkt sind wir wieder zu unserm metaphysischen Ausgangspunkt zurückgekehrt, und das, was wir zuerst als Mangel empfunden haben, ist vielleicht die höchste Schönheit des Eichendorffschen Gedichtes: dass es uns durch die Macht seiner lyrischen Vollendung bis an den Rand des Abgrundes geführt hat, aus dessen Tiefe das Schicksalsrauschen des Weltenstromes emporsteigt.

GÜMLIGEN TH. SPOERRI

□□□

VOM TOR DER TRÄUME

Von MAX GEILINGER

Und niemand weiß, wohin die Wolken ziehn,
Und keiner, wo das Tor der Träume liegt,
Das ferne Tor. Dort duften, eng geschmiegt,
Des Todes weiße Blüten wie Jasmin.

Es kann wohl sein .... in einer Regennacht,
Die dich einlullt, ein weinendes Gedicht,
Dass dann dein Sehnen seine Flügel sacht
Ausspannt, durchsonnten Faltern gleich im Licht,

Und jäh entfernt ist den gewohnten Aun,
Vor Morgenhelle, eh der Tag begann;
Dort, wo die letzten Hügel mild verblaun,
Dort fängt der Weg zum Tor der Träume an,

Und manche Seele jubelt auf ihm hin,
Dem Vogel gleich, der sich in Früchten wiegt.
Doch keiner weiß, wie weit die Wolken ziehn,
Nicht einer, wo das Tor der Träume liegt.

□□□